

Willy Brandt und die 1960er Jahre

Sein Debüt auf der politischen Bühne

YVONNE BLÖCKER

Dieses Bild ging um die Welt: der Kniefall von Willy Brandt im ehemaligen Warschauer Ghetto im Jahr 1970. Inzwischen wird die Situation auch ohne Betrachtung der prominenten Fotografie bildhaft – nur wenige andere politische Gesten haben sich derart ins historische Kollektivgedächtnis eingebrannt, sich zum Symbol, ja zu einer Ikone der deutsch-polnischen Versöhnung entwickelt wie diese. Doch während Brandts Kniefall heute und auch unter zeitgenössischen JournalistInnen als unschätzbar wertvoller Beitrag zur Völkerverständigung und als historische Szene¹ gilt, fiel das Urteil der Bevölkerung zur damaligen Zeit gespalten aus – 41 Prozent sahen Brandts Geste als angemessen an, 48 Prozent hingegen bewerteten sie als übertrieben.² Damit sorgte Brandt, geradezu kennzeichnend für sein Leben und seine politische Karriere insgesamt, einmal mehr für eine Polarisierung, was sein politisches Handeln anbelangt.

Der aus Lübeck stammende Brandt wird aber nicht nur mit seinem Kniefall in Warschau, sondern ebenso mit seinem Konzept der Ostpolitik, für die er 1971 den Friedensnobelpreis erhielt, mit seinem Motto „mehr Demokratie wagen“, als es um innenpolitische Reformen ging, und vor allem mit seiner Wahl zum ersten SPD-Bundeskanzler nach zwanzig Jahren CDU-Führung verbunden. Und nicht zuletzt steht Brandt für eine 23-jährige Ära im SPD-Parteivorsitz, der bis dato längsten in der mittlerweile 150-jährigen Parteigeschichte.

1 Vgl. Appel, Reinhard: „Überraschende Geste Willy Brandts. Der 7.12. in Warschau. An der ‚Gedenkstätte des Ghettos‘ beugt der Kanzler die Knie“, in: Stuttgarter Zeitung, 08.12.1970.

2 Vgl. o.V.: Kniefall angemessen oder übertrieben?, in: Der Spiegel, 14.12.1970.

Derartige Leistungen und Karrieremomente des Sozialdemokraten erscheinen retrospektiv nahezu wie Momentaufnahmen aus märchenhaften Glanzjahren der SPD – bedenkt man beispielsweise die Bundestagswahl 2013 mit dem zweit-schlechtesten Wahlergebnis für die Sozialdemokratie seit 1949. Doch sind Brandts Errungenschaften und Wirkungen ab Ende der 1960er Jahre – sei es als Außenminister, als Bundeskanzler oder sein als charismatisch geltendes Auftreten – letztlich Ergebnisse langjähriger Erfahrungen, unterschiedlicher Entwicklungen sowie nicht zuletzt auch günstiger Gelegenheiten. Insbesondere die frühen 1960er Jahre waren für Brandts politische Karriere grundlegend – und wirken heute wie der Auftakt seiner bundespolitischen Karriere. Brandt und der gesellschaftliche Zeitgeist bildeten dabei eine spezifische Konstellation, in der sich Phasen des Gegensatzes und der ‚Angleichung‘ abwechselten. So oder so: Brandts Debüt auf der politischen Bühne begann vor allem Ende der 1950er Jahre und zu Beginn der 1960er Jahre in Berlin.

Die Zeit als Regierender Bürgermeister in Berlin, 1957 bis 1966, war für Willy Brandt keine leichte: Das Berlin Ultimatum von 1958 und der Mauerbau 1961 forderten sein politisches Geschick. So suchte Brandt im Jahr 1958, als die Sowjetunion die Rechte der Alliierten in Berlin einschränken wollte, umgehend den Rückhalt mit der Bundesregierung und den westlichen Alliierten. Nahezu automatisch rückte er dabei in die Rolle eines Sprechers für ganz Berlin und lehnte die sowjetische Forderung eines Abzugs der westlichen Truppen aus West-Berlin als untragbar ab,³ denn Brandt sah die damit verbundene Gefahr einer Auslieferung West-Berlins an die Sowjetunion. Die *Berliner Morgenpost* beschrieb Brandt dann auch sogleich als ausgezeichneten Bürgermeister; sein politisches Gewicht schien nun mit dem Adenauers gleichgezogen zu haben.⁴ Aufgrund seines entschlossenen Handelns erlangte Brandt nicht nur in Berlin große Popularität – was sich bald in den hohen SPD-Wahlergebnissen der Stadt niederschlug⁵ –, sondern er wurde auch deutschlandweit immer bekannter. Während Brandt im Zuge des Mauerbaus die Alliierten offen für ihre Tatenlosigkeit kritisierte, war Bundeskanzler Konrad Adenauer nicht einmal nach Westberlin gereist – ein Umstand, der Adenauer später vorgeworfen wurde und Brandt zugleich als Mann der Tat erscheinen ließ – der aufstrebende Sozialdemokrat hatte erstmals von sich reden gemacht. Zwei Jahre später, 1963, eröffnete sich für den Bürgermeister Westberlins dann eine weitere Gelegenheit, deutschlandweit Aufmerksamkeit zu erlangen: der Besuch des US-Präsidenten John F. Kennedy.

3 Vgl. Merseburger, Peter: Willy Brandt, 1913-1992. Visionär und Realist, Stuttgart 2002, S. 356.

4 Vgl. ebd., S. 357.

5 Beispielsweise hatte die SPD im Jahr 1963 61,9 Prozent der Stimmen erhalten.

Adenauer begrüßte den amerikanischen Gast gemeinsam mit Willy Brandt. Diese Dreierkombination gereichte dem 87-jährigen Bundeskanzler allerdings zum Nachteil: An der Seite der beiden deutlich Jüngeren wirkte er alt, steif, ja wie ein Symbol einer vergangenen Ära; dagegen bestachen die zwei Politiker Brandt, Jahrgang 1913, und Kennedy, Jahrgang 1917, durch ihre Jugend und Vitalität. Sie waren geradezu prädestiniert dafür, sie mit Erneuerung zu verbinden; mit ihnen ging quasi automatisch eine gewisse politische Umbruchstimmung einher. Sie konnten die Massen begeistern – der „Alte“ hingegen entsprach seinem Spitznamen.

Bereits im Wahlkampfsjahr 1961 war Brandt oft mit dem jugendlich und charismatisch wirkenden Kennedy verglichen worden. Brandts Alter war es schließlich auch, von dem sich die SPD einen möglicherweise entscheidenden Vorteil im Wahlkampf gegen Adenauer erhoffte. Die Politiker Adenauer und Brandt waren sich jedoch nicht nur im Erscheinungsbild gegensätzlich, sondern auch in ihren Erfahrungen und Prägungen – vor allem aber in ihrer Medienwirkung.

Bereits während einer Reise Willy Brandts in die USA in den späten 1950er Jahren sahen amerikanische Beobachter in ihm Qualitäten, die ihn zum modernen „Medienpolitiker“ befähigen würden.⁶ Denn Brandt war ausgesprochen foto- und telegen, er wusste sich in Szene zu setzen: Er und seine Ehefrau Rut Brandt, beide gut aussehend, elegant und weltgewandt, fanden stets das Interesse der Medien.⁷ Denn Brandt wirkte jung, unverbraucht, dynamisch und hatte trotz seiner Arbeiterherkunft eine gewisse glamouröse Ausstrahlung, die geradezu ein Gegenbild zur klassischen Sozialdemokratie entwarf und ihn für die Medien zu einem spannenden Beobachtungsobjekt werden ließ – denn Brandt war kein Standardpolitiker. Hilfreich für Brandts Medientauglichkeit war sicherlich auch, dass der Verleger Axel Springer dem Sozialdemokraten Willy Brandt zugetan war und ihn früh systematisch mit aufbaute. So wurde beispielsweise über Brandts Auslandsreisen als Regierender Bürgermeister in großer Aufmachung berichtet – mit Erfolg, da Brandts Beliebtheitswerte stetig stiegen. Seit den 1950er Jahren führte Brandt in der Bundesrepublik einen ‚neuen‘ medialen Stil ein, indem er sich regelmäßig mit in- und ausländischen Journalisten traf, sich den medialen Gegebenheiten anzupassen wusste und Medien nicht, wie beispielsweise Konrad Adenauer, als Instrumente zur einseitigen Beeinflussung der

6 Vgl. Münkler, Daniela: Als „deutscher Kennedy“ zum Sieg? Willy Brandt, die USA und die Medien, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, H. 2/2004, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/site/40208209/default.aspx> [eingesehen am 20.09.2013].

7 Vgl. Schöllgen, Gregor: Willy Brandt. Die Biographie, Berlin 2001, S. 96.

Öffentlichkeit verstand.⁸ In den folgenden Jahren baute Brandt seine gezielte Medienpolitik noch weiter aus. Sein offensiver Umgang mit den Medien kann sicherlich auf seine eigenen journalistischen Erfahrungen und Fähigkeiten, die er in seiner Exilzeit als Journalist gesammelt hatte, zurückgeführt werden, aber auch darauf, dass er die Bedeutung der Massenmedien für den Prozess der politischen Meinungsbildung erkannt hatte.⁹ Radio und Fernsehen fanden in der Gesellschaft eine immer größere Verbreitung und so ist es nicht verwunderlich, dass Brandt im Jahr 1961 Adenauer gar zu einem TV-Duell herausforderte, was letzterer jedoch ablehnte. Adenauer erinnerte sich wohl an eine *Allensbacher* Umfrage aus dem Jahr 1960: Bei einer Direktwahl des Bundeskanzleramts hätte Willy Brandt seinerzeit mehr Stimmen als Konrad Adenauer oder Ludwig Erhard erhalten¹⁰ – Brandt schien hier also die Bevölkerung durch seine Ausstrahlung und durch sein Auftreten als entschlossen handelnder Bürgermeister für sich eingenommen zu haben. Eine Gefahr, die auch Adenauer gespürt haben musste: Im TV-Duell hätte sich das junge und redegewandte Erscheinungsbild Brandts für den CDU-Mann sicherlich als Nachteil erwiesen. Gerade hierin, im fernsehtauglichen öffentlichen Auftritt, lagen Brandts Stärken, wie bereits 1958 *The London Times* feststellte:

„He has a face of a kindly, thoughtful but determined boxer. He speaks well, with calm and sincere emphasis, and meets the Press with a directness and charm which disarm criticism. He photographs well, which is not the least of his assets in the television age, and has a very wide appeal among the all-important women voters. To most Berliners he seems to represent youthful vigour, courage, and sincerity.“¹¹

Dennoch konnten Brandts Fähigkeiten – sei es seine generelle Ausstrahlung oder seine Wirkung auf die Presse – ihn nicht vor Diffamierungen schützen. Sein erster Bundestagswahlkampf im Jahr 1961 war zugleich auch eine Kampagne gegen ihn als Person: Bei einer Wahlveranstaltung in Regensburg, ein Tag nach

8 Vgl. Münkler, Daniela: Zwischen Diffamierung und Verehrung. Das Bild Willy Brandts in der bundesdeutschen Öffentlichkeit (bis 1974), in: Tessmer, Carsten (Hg.): Das Willy-Brandt Bild in Deutschland und Polen, Berlin 2000, S. 23-40, hier S. 25.

9 Vgl. Münkler 2004 (s. Anm. 6).

10 Vgl. Noelle, Elisabeth/Neumann, Peter Erich (Hg.): Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1958-1964. Institut für Demoskopie Allensbach, Allensbach 1965.

11 O.V.: „Herr Brandt’s rapid rise as a German leader“, in: *The London Times*, 09.12.1958 (hier zitiert nach Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung (Hg.): Stimmen zu Willy Brandt, 2013, URL: http://www.willy-brandt.de/fileadmin/brandt/Downloads/Stimmen_zu_Willy_Brandt.pdf [eingesehen am 28.09.2013]).

dem Berliner Mauerbau, sprach Adenauer von seinem Gegenkandidaten als „Brandt alias Frahm“ und deutete damit auf dessen Jahre im Exil hin, aber auch auf dessen nichteheliche Geburt – beide Begebenheiten ließen sich damals als gesellschaftliche Mankos werten. Der CSU-Mann Franz Josef Strauß ging sogar so weit, die rhetorische Frage zu stellen: „Eines wird man Herrn Brandt doch fragen dürfen: Was haben Sie zwölf Jahre lang draußen gemacht? Wir wissen, was wir drinnen gemacht haben.“¹² Gerade die konservative Presse griff Brandts Vergangenheit immer wieder auf und instrumentalisierte sie gegen ihn – Brandt erschien so in den Augen mancher Zeitgenossin und manches Zeitgenossen als Abkömmling unsittlicher Familienverhältnisse, der sich während der NS-Zeit ins Ausland davongestohlen hatte.¹³ Tatsächlich gingen seine Beliebtheitswerte infolge dieser Diffamierungen zurück. Vor allem, weil die Presse, also ‚das Geschriebene‘, noch immer als zentrales politisches Informationsmedium fungierte. Schließlich überwog eine gesellschaftliche Skepsis gegenüber Brandt, sodass sich bis zum Jahr 1965 das Brandt-Bild in der Bevölkerung merklich verschlechtert hatte: Berlin war bald nach dem Mauerbau aus dem Alltagsbewusstsein der Westdeutschen verschwunden und wurde nur noch als Problem und Unruheherd wahrgenommen;¹⁴ weitere Diffamierungskampagnen gegen Brandt taten ihr Übriges, um ihn als vertrauensunwürdigen Politiker darzustellen.

Nach Brandts anfänglichem Hoch, sprich: nach seiner stets steigenden Bekanntheit, nach positiven Pressestimmen, die auch aus dem Ausland erklangen, und nach Hinzugewinnen von SPD-Stimmen insgesamt, folgte nun ein Tief für den Sozialdemokraten – die Anbindung zum Zeitgeist schien verloren. Auch seine erneute Kandidatur für das Bundeskanzleramt 1965 war erfolglos: Zwar konnte die SPD ihren Stimmenanteil ausbauen, doch gelang dies auch den Unionsparteien. Das zuvor selbstgesetzte SPD-Wahlziel, stärkste Partei zu werden, wurde folglich verfehlt. Und es erschien daher nur konsequent, dass Brandt seinen Verzicht auf weitere Kanzlerkandidaturen kundtat – wenngleich diese Entscheidung wohl nicht zuletzt der wiederholten Konfrontation mit Diffamierungskampagnen geschuldet gewesen war. Im Zuge dessen resümierte er, dass

12 Hier zitiert nach Merseburger 2002 (s. Anm. 3), S. 410.

13 Vgl. Münkler, Daniela: „Alias Frahm“. Die Diffamierungskampagnen gegen Willy Brandt in der rechtsgerichteten Presse, in: Krohn, Claus-Dieter (Hg.): Zwischen den Stühlen? Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit, Hamburg 2002, S. 397-418.

14 Vgl. Micus, Matthias: Willy Brandt, die Medien-Marionette, in: Spiegel Online, 04.03.2007, URL: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/ehemalige-kanzlerkandidaten-willy-brandt-die-medien-marionette-a-469575.html> [eingesehen am 28.09.2013].

der Wahlkampf 1965 – wie sicherlich auch der vorherige – Wunden hinterlassen habe. Fast schien es so, als ob Brandt die politische Bühne verlassen würde.

Doch die ausbleibenden Erfolge hatten durchaus ihren Sinn. Zwar war Brandt noch nicht in die Regierungsverantwortung auf Bundesebene gelangt, doch waren die Weichen hierfür bereits gestellt: einerseits seine zunehmende bundesweite Bekanntheit, andererseits seine – wenn auch zeitweise zurückgegangene – Popularität und die steigenden WählerInnenstimmen für die SPD. Gerade hier lag der Kern zukünftiger Erfolge: Bei den Bundestagswahlen 1961 und 1965 zeigte sich bereits, dass die SPD vom Generationswechsel jener Zeit profitierte, denn ein Drittel ihrer Zugewinne ließ sich auf den Zuspruch unter jungen Wählerinnen und Wählern zurückführen. Doch die SPD-nahe, als „68er“ bezeichnete Generation durfte erstmals 1969 wählen – erst ab diesem Zeitpunkt veränderten sich kontinuierlich gesellschaftliche Mehrheitseinstellungen, sodass beispielsweise Anti-Emigrations-Kampagnen, wie sie Unionspolitiker gegen den Kanzlerkandidaten Brandt durchgeführt hatten, weitaus weniger Anklang in der Gesellschaft fanden.¹⁵ Erst dieser in den frühen 1960er Jahren beginnende Mentalitätswandel, der mit einem Generationenwechsel an den Wahlen 1969 einherging, machte den Regierungswechsel möglich – und den Weg frei für Willy Brandt als ersten sozialdemokratischen Bundeskanzler. Langsam passte der gesellschaftliche Zeitgeist zu Brandt, zu seiner Wirkungsweise und zu guter Letzt auch zu seiner Politik.

Wie gesagt, begannen sich die gesellschaftlichen Voraussetzungen für Brandts Kanzlerschaft am Anfang der 1960er Jahre einzustellen. Und auch in der SPD ist diese Zeit entscheidend. Denn innerparteilich war hier einiges im Gange, vor allem das Jahr 1964 war für Brandt geradezu erlösend: Während er 1958 noch drei Anläufe benötigte, um überhaupt nur in den Parteivorstand gewählt zu werden, und er beim Hannoveraner Parteitag 1960 – trotz seiner Wahl zum Kanzlerkandidaten – derart wenige Delegiertenstimmen erhielt, dass er nur auf dem 21. Platz für den Parteivorstand landete, so wurde Brandt nun mit klarer Mehrheit zum neuen SPD-Parteivorsitzenden gewählt. Mit 320 von 333 Stimmen fiel das Ergebnis sogar sichtlich gut aus. Brandt konnte aufatmen – endlich war er an der Spitze der Organisation angelangt. Dieser Erfolg ist jedoch insbesondere auf Herbert Wehner zurückzuführen, der ihm den Weg hierfür ebnete.¹⁶

15 Vgl. Micus, Matthias: Willy Brandt, die Medien-Marionette, in: Spiegel Online, 04.03.2007, URL: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/ehemalige-kanzlerkandidaten-willy-brandt-die-medien-marionette-a-469575.html> [eingesehen am 28.09.2013].

16 Vgl. Merseburger 2002 (s. Anm. 3), S. 429.

Dennoch: Der parteiinterne Enthusiasmus blieb aus und weiterhin bestand Skepsis gegenüber Brandt.

Seit den 1950er Jahren fiel Willy Brandt immer wieder als jemand auf, der die SPD ‚modernisieren‘, sie in ihren programmatischen Zielvorstellungen auf die Höhe der gesellschaftlichen Veränderungen bringen und sie schließlich zu einer Volkspartei umgestalten wollte – Brandt wollte die neuen Mittelschichten erreichen. Aber: Der Reformer wurde von seinen Parteigenossen misstrauisch beobachtet. Zum einen, da Erneuerungen stets auch Anstrengung und Ungewissheit mit sich bringen und auf viele daher abschreckend wirken. Zum anderen unterschied sich Brandt in seinem Erscheinungsbild und Führungsstil beträchtlich von seinen Vorgängern: Seine charismatische Ausstrahlung, seine Unterstützung seitens der Medien, sein Talent als Redner und seine sowohl kollegiale als auch dialogische Umgangsweise mit MitarbeiterInnen standen im Kontrast zum autoritären Führungsstil Kurt Schuhmachers oder dem drögen Image Erich Ollenhauers. Gleichwohl geriet vor allem Brandts Führungsweise immer wieder in die Kritik, galt er vielen doch als zu lasch, zu nachsichtig oder als zu wenig standfest.¹⁷ Kritik war nicht selten auch mit Misstrauen gegenüber Brandt verbunden. Denn außerhalb Berlins war er nicht in der Parteiorganisation verankert.

Insofern mochte damals niemand geahnt haben, dass Brandt noch 23 Jahre lang das Amt des Parteivorsitzenden ausüben sollte; ein Artikel im *Stern* fasst 1983 Brandts besondere Bedeutung als Parteivorsitzender treffend zusammen:

„Als Parteivorsitzender [...] ist Willy Brandt im Augenblick der einzige, der frei von Abhängigkeiten und Tageszwängen, durch seine Integrationskraft verhindern kann, daß aufgeschlossene junge Leute an Bürgerinitiativen oder die Grünen verlorengehen.“¹⁸

Insbesondere sein oft kritisierte, offener Führungsstil als Parteivorsitzender brachte ihm Authentizität wie auch Wertschätzung ein und verlieh ihm eine überparteiliche Integrationskraft. So ließ er zum Beispiel verschiedene Auffassungen innerhalb der Partei zu und wusste diese gekonnt zu moderieren. Seine Prämisse war dabei stets, die SPD für neue soziale Bewegungskräfte zu öffnen und gesellschaftliche Veränderungsprozesse mit zu gestalten. Dies unterschied ihn klar von seinem Vorgänger Erich Ollenhauer, der 1952 bis 1963 Parteivorsitzender war; diesem hatte es an politischer Intuition und Visionen gefehlt, vielmehr war er „der Verwalter des sozialdemokratischen Erbes; der Administrator

17 Vgl. Grebing, Helga: Willy Brandt: Der andere Deutsche, Paderborn 2008, S. 85 ff.

18 O.V.: „Mit 70 nach vorn“, in: *Stern*, 08.12.1983.

des Parteiwillens“¹⁹ gewesen. Brandt füllte nun diese Defizite aus und passte zu der durch das Godesberger Programm reformierten Partei weitaus besser als Ollenhauer. Brandts Einstellung zur Erneuerung der Partei und seine abwägende sowie moderierende Führungsweise trugen – entgegen aller Kritik – sicherlich dazu bei, dass er bei der Wahl zum Parteivorsitzenden im Jahr 1968 mit 325 Stimmen bei nur acht Gegenstimmen im Amt bestätigt wurde.²⁰

Zunächst tat sich Brandt allerdings schwer in der neuen Rolle des Parteivorsitzenden. Er brauchte Jahre, um sich in der Partei durchzusetzen und vollauf akzeptiert zu werden. Zum einen, weil ihm die innerparteiliche Ochsentour fehlte – er war als Regierender Bürgermeister, in einem öffentlichen Wahlamt also, politisch groß geworden; und zum anderen führte er sein Berliner Amt bis 1966 fort. So war Brandt aufgrund seiner Abwesenheit von der Bundeshauptstadt Bonn und seiner fehlenden Vernetzung in der Partei in den ersten Jahren stark von Herbert Wehner abhängig, der bis Mitte der 1960er Jahre als eigentlicher Dirigent der SPD galt, während Brandt parteiintern als politisches Leichtgewicht wahrgenommen wurde. Gleichwohl war für die GenossInnen Brandt jener Vorsitzende, mit dem sich die Partei ein neues Image, ja einen neuen Look geben konnte: weltoffen, dynamisch, charismatisch. Deshalb fiel die Wahl zum Parteivorsitz auch nicht auf Fritz Erler, der durch seine eher spröde und kühle intellektuelle Art nicht das ‚Neue‘ der SPD zu repräsentieren vermochte. Brandt hingegen schien alle Fähigkeiten mitzubringen, um dem Anspruch der Partei gerecht zu werden – und später sogar zur Pop-Ikone der Sozialdemokratie zu avancieren.

Berlin und Bonn – diese Doppelbelastung kostete Brandt Kraft. Er konnte sich nicht auf beide Ämter gleichermaßen konzentrieren: Weder bekam er die Partei richtig in den Griff, noch konnte er den Berliner Senat 1964 zusammenhalten. Seine jugendliche, frische Dynamik löste sich nahezu auf. Bald schon wirkte Brandt nicht mehr charismatisch, war nicht mehr mitreißend – nicht für die eigene Partei, nicht im Bundestagswahlkampf 1965 gegen den Unionskanzler Ludwig Erhard. Der Sozialdemokrat wirkte müde, resigniert und erschien für die Öffentlichkeit immer mehr als ein Mann, dessen Glück und Erfolg abhanden gekommen waren, mithin: als ein Verlierer. Damit entwickelte sich Brandt für seine Partei zur Belastung und war auch selbst psychisch angeschlagen²¹ – immer wieder befielen ihn im Laufe seines Lebens depressive Phasen.

19 Walter, Franz: Erich Ollenhauer. Lauterkeit und Phlegma, in: Forkmann, Daniela/Richter, Saskia (Hg.): Gescheiterte Kanzlerkandidaten. Von Kurt Schumacher bis Edmund Stoiber, Wiesbaden 2007, S. 45-61, hier S. 47.

20 Vgl. Grebing 2008 (s. Anm. 17), S. 91.

21 Vgl. Walter, Franz: Charismatiker und Effizienzen. Porträts aus 60 Jahren Bundesrepublik, Frankfurt a.M. 2009, S. 108.

Umso erstaunlicher war es, als 1966 im Brandt-Drama die Peripetie eintrat: Vermittels seiner eigenen Autorität und ohne Hilfe eines Organisators wie Wehner avancierte er zum unumstrittenen Vorsitzenden. Und: Er wirkte nun wieder wie einst: dynamisch, jugendlich, frisch, charismatisch, nur diesmal mit mehr Entschlossenheit, so als ob eine gewisse Reife hinzugekommen wäre. Was war passiert? Indem Brandt erklärte, nicht weiter als Kanzlerkandidat zur Verfügung zu stehen, befreite er sich von inneren und äußeren Ansprüchen ihm gegenüber. Brandt musste jetzt nicht mehr einer ihm zugewiesenen, ja aufgezwungenen Rolle gerecht werden, beispielsweise nicht mehr als Kennedy-Abbild erhalten oder sich derart inszenieren. Frei von Lasten und innerlich ausgeglichen schaffte es Brandt schließlich, seine Partei wieder mitzureißen, ein Gefühl zu vermitteln, dass es sich lohne, SozialdemokratIn zu sein.²² Denn Brandt hatte nicht nur seine früheren Stärken zurückerlangt, sondern nun auch konkrete, politisch-inhaltliche Visionen: Sein Konzept der neuen Deutschland- und Ostpolitik stieß nun immer mehr auf gesellschaftliche und parteiinterne Resonanz – und einte ihn letztlich mit dem Zeitgeist der späten 1960er Jahre. Denn die deutsche Bevölkerung sehnte sich damals zunehmend nach einer Loslösung von der Adenauer-Zeit, nach einer Entspannung gegenüber dem Osten Deutschlands und Europas wie auch nach einer politischen Vision zum Problem der scheinbar festgefügtten Teilung. Brandts zeitgenössischer Zuspruch, der sich im Laufe der 1960er Jahre entwickelt hatte, zeigt sich auch darin, dass seitdem die Mitgliederzahl der SPD bis Mitte der 1970er Jahre stetig anstieg.

Bereits beim Bundestagswahlkampf 1961 war Brandt nahegelegt worden, sein Konzept der Deutschland- und Ostpolitik stärker in den Wahlkampf einzubringen²³ – jedoch ohne Erfolg. So sah beispielsweise Klaus v. Dohnanyi infolge des Mauerbaus einen Einstellungswandel durch die Bevölkerung gehen, eine gewisse Sehnsucht nach einer anderen, ausgleichenden und versöhnenden Politik aufkommen.²⁴ Hier erhielt die SPD eine Chance, sich gegenüber Adenauer zu profilieren. Denn Adenauers zögerndes Taktieren, das Ausbleiben eines politischen Lösungsweges und das Fehlen einer Vision seitens der CDU/CSU wurden in der Bevölkerung in den darauffolgenden Jahren immer mehr als Probleme wahrgenommen.

Zunächst hielt sich Brandt damit zurück, seine neue Deutschland- und Ostpolitik öffentlich zu bewerben – es hätte womöglich nicht zum noch unerfahrenen Brandt der frühen 1960er Jahre gepasst. Zu sehr schien er noch seine ‚Rolle‘ auf der politischen Bühne zu suchen. Erst als er selbst vom inneren politischen

22 Vgl. Zundel, Rolf: Willy Brandts Wiederkehr, in: *Die Zeit*, 10.06.1966.

23 Vgl. Merseburger 2002 (s. Anm. 3), S. 426.

24 Vgl. ebd.

Druck befreit war, ab 1966 also, konnte er sich politisch ‚finden‘ und seine außenpolitischen Visionen selbstbewusst und daher auch authentisch vertreten. Mehr noch, die selbigen wurden sogar zur Quelle des neuen, ‚führungsfähigen‘ Brandts und seines wiedererstarkten Charismas.²⁵ Wenn auch in den Jahren 1961 bis 1963 die Grundlagen für Brandts spätere Ost-Entspannungspolitik gemeinsam mit seinem politischen Gefährten und Vertrauten Egon Bahr gelegt wurden, so gab es hierfür doch zunächst noch keinen parteiinternen Rückhalt für ‚das Neue‘. Erst ab Mitte der 1960er Jahre wandelte sich dies: Die Partei sehnte sich nach einer klaren Politik des Kontrastes zur Christdemokratie, nach einer sozialdemokratischen Alternative. Brandts außenpolitischer Entwurf passte schließlich zu diesem friedenspolitischen *desire* der Partei,²⁶ woraufhin dieser ab 1966 die neue Deutschland- und Ostpolitik ähnlich entschlossen verfolgte wie einst Konrad Adenauer seine Westpolitik in den frühen 1950er Jahren.

Diese inhaltliche Schwerpunktsetzung der Außen- und Deutschlandpolitik sprach ab der zweiten Hälfte der 1960er Jahre auch die Gesellschaft an. Denn gewissermaßen hatten sich Brandt und der Zeitgeist gleichzeitig gewandelt: Zwar hatte die Bevölkerung jener Zeit auf der einen Seite (weiterhin) eine gewisse Sehnsucht nach Leitbildern; doch wollte sie auf der anderen Seite weder Helden- noch Patriarchenfiguren.²⁷ Diese Ambivalenz – sicherlich auch eine Folge des Generationenwechsels – konnte Brandt zeitweise bedienen und so führte er die SPD 1966 erstmals in die Regierungsverantwortung, in die Große Koalition, und später, 1969, in die erste sozialdemokratisch geführte Regierung im Bündnis mit der FDP. Somit entwickelte sich Brandt im Verlauf der 1960er Jahre zunehmend zu einem Gegenbild der Adenauer-Ära – mit ihm konnte (endlich) der Mief jener Jahre abgelegt und auch personell unterstrichen werden. Ein Anspruch, der sich insbesondere seitens der Jugend entwickelte. Gerade in den jüngeren Bevölkerungsteilen wollte man einen Politiker ohne NSDAP-Vergangenheit; zumal der Bundeskanzler der Großen Koalition, Kurt Georg Kiesinger, aber auch der SPD-Wirtschaftsminister Karl Schiller Mitglieder in der NSDAP gewesen waren. Brandt hingegen war anders, trug durch seine Emigration und linkssozialistische Vergangenheit eine andere Biografie in das bundesdeutsche Bewusstsein. Damit hatte sich seine Exil-Zeit während des NS-Regimes von ei-

25 Vgl. Kieseritzky, Wolther: „Wie eine Art Pfingsten ...“ – Willy Brandt und die Bewährungsprobe der zweiten deutschen Republik, in: Möller, Frank (Hg.): Charismatische Führer der deutschen Nation, München 2004, S. 219-258.

26 Walter 2009 (s. Anm. 21), S. 110.

27 Vgl. Hofmann, Gunter: Willy Brandt. Porträt eines Aufklärers aus Deutschland, Reinbek bei Hamburg 1988, S. 14.

ner Angriffsfläche für politische Gegner in einen Vorteil im Werben um junge Wahlberechtigte gewandelt.

Für Willy Brandt kann man für die 1960er Jahre in gewisser Weise die Formel *Brandt = (offen für) Neues* aufmachen. Offenheit demonstrierte Brandt nicht nur, wenn es darum ging, neue außenpolitische Wege einzuschlagen, sondern auch, als sich im Laufe der 1960er Jahre eine immer enger werdende Kooperation zwischen Intellektuellen und Brandt entwickelte; insbesondere zum Schriftsteller Günter Grass entstand eine enge Verbindung. Die sogenannte, von Grass gegründete „Sozialdemokratische Wählerinitiative“ ist bis heute ein einmaliger Zusammenschluss²⁸ und sicherlich auf die Person Brandt zurückzuführen. Denn er besaß die Offenheit für eine derartige Entwicklung und er erkannte früh die hierin liegende Chance, neue WählerInnenschichten für die SPD anzusprechen und das Image einer biedereren Partei der ArbeiterInnen und kleinen AngestelltenInnen abzulegen. Trotzdem: Die sich vertiefende Zusammenarbeit zwischen Brandt und Grass beziehungsweise der Wählerinitiative wurde in der Partei kritisch gesehen – verstand man doch unter TraditionalistInnen Politik als ausschließliche Partei- und Regierungspolitik, ohne Einmischungen aus der Künstler- und SchriftstellerInnenszene. Vor allem Grass sprach sich seit Mitte der 1960er Jahre immer wieder öffentlich für ein Votum zugunsten der SPD aus, absolvierte Wahlkampfauftritte, steuerte Ideen und Formulierungshilfen bei.²⁹ Umso enttäuschter waren er und sicherlich auch weitere Brandt-SympathisantInnen, als Brandt 1966 die Große Koalition einging. Doch sah der Politiker Brandt – anders als der Schriftsteller Grass – in der Regierungsbeteiligung eine günstige Gelegenheit, die Partei in der Bevölkerung als akzeptable Wahlmöglichkeit zu präsentieren.

Und dieses Kalkül ging auf: Brandt übernahm das Amt des Außenministers, brillierte auf internationaler Bühne, verschaffte sich und der SPD das Image einer regierungsfähigen Partei, sodass die Sozialdemokraten bei der Bundestagswahl 1969 ihren Stimmenanteil leicht vergrößern und im Bündnis mit den Freidemokraten den Bundeskanzler stellen konnten. Brandt hatte nun Rückhalt in der Gesellschaft gewonnen. Nach einem kurzen zwischenzeitlichen Beliebtheitstief

28 Exemplarisch zum Verhältnis Intellektuelle und SPD vgl. Schönhoven, Klaus: Intellektuelle und ihr politisches Engagement für die Sozialdemokratie. Szenen einer schwierigen Beziehung in der frühen Bundesrepublik, in: Kaiser, André/Zittel, Thomas (Hg.): *Demokratiethorie und Demokratieentwicklung*. Festschrift für Peter Graf Kielmansegg, Wiesbaden 2004, S. 279-298.

29 Exemplarisch zum Verhältnis Brandt und Grass vgl. Strasser, Johano: Die Mühen der Ebene. Der Briefwechsel zwischen Willy Brandt und Günter Grass, in: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, H. 6/2013, S. 67-70.

hatte er ab 1966 die Sehnsüchte der Menschen bedient: nach einer neuen Politik, nach einem ‚anderen‘ Politiker an der Spitze, nach einer innen- und außenpolitischen Lösung, ja nach einem Leitbild – sei es inhaltlich oder personell.

Brandts Debüt auf der politischen Bühne, so erscheint es, entsprach in den 1960er Jahren in gewisser Weise einem Drama: Der Held, der seinen inneren Konflikt, aber auch die Erschwernisse jener Zeit überwinden muss, besteht seine ‚Bewährungsprobe‘ und geht daraus schließlich mit neuer Energie und Kraft hervor – mit einer Hinwendung zum Guten, sofern man die Wahl zum Bundeskanzler als Ende des Brandt’schen-Dramas der 1960er Jahre betrachtet.